

# Namenforschung

Herbst 2025 Inhalt: Ungedanken (Sprachwandel, Rätselei) + Schwarzbubenland + Berthold Kommallein (Satznamen) + Franz Hundsnurscher + Robert Kudielka + Artemijs Žižins + Leverkusen + Erfurt (DDR-Bezirke) + Lars Bense + Fanny Reventlow (Familiennamen, Satznamen) + Ernst Litfaß + Karl Finsterwalder + Dietrich Baedeker (Heiligendamm) + Frank-Volker Eichhorn (DDR-Verkehrsunfälle, Rufnamen) + Bitterlich und Fröhlich + Adolf Held + Friedrich Anton von Hundbiß + Adolf Schlagintweit + Amöneburg + Erhard Bauschke + Siegmund Breitbart + Igor Rubel (Tausendgüldenkraut, Riesenkredite, Nebenflußmedien) + Klaus Stürmer + Fritz Wunderlich + Grebenau (Bahnhof)

Ob Dörfer, Gewässer, Gestirne, Personen – die Namen all dieser Dinge oder Wesen unterliegen oft einem Wandel, und das anscheinend umso häufiger, je älter sie sind oder jedenfalls unsere Kenntnisse von ihrem Vorhandensein. Gewiß hat die oberfränkische Gemeinde *Lautertal* (bei Coburg) ihren Namen seit rund 55 Jahren unverändert beibehalten – weil sie erst 1969, durch Zusammenlegung mehrerer Dörfer, gebildet worden ist. Hält die gegenwärtige Kriegstreiberei an, wird es auch bei dieser Unverrückbarkeit bleiben, weil ganz Süddeutschland einer Wüstung gleicht. Nehmen wir dagegen das nordhessische Dorf **Ungedanken**, das nahe Fritzlar an der Eder liegt. Nach *lagis-hessen* wurde es erstmals 1209 als „Ungethangen“ erwähnt. Dann erfuhr es in nur 450 Jahren sieben weitere, verschiedene Schreibungen, soweit wir wissen.

Die Bedeutung dieses Ortsnamens scheint unklar zu sein. Das Regionalblatt *HNA* führt 2015 [<https://www.hna.de/lokales/fritzlar-homberg/gedanken-ungedanken-4667698.html>] mehrere Auslegungen sowie die genannte Ersterwähnung an. Niemand erklärt jedoch, was (althochdeutsch?) „Ungethangen“ hieß. Meine Anfrage beim Fritzlaer Stadtarchiv fand kein Gehör.

Ist irgendwo vom schweizer **Schwarzbubenland** die Rede, wird vielleicht mancher Rassist oder Jurist die Ohren spitzen. Die Gegend gehört zum Kanton Solothurn und liegt grenznah im Jura-gebirge. 1813 soll der Name von einem Historiker mit der einheimischen schwarzen Tracht erklärt worden sein. Heute gelte jedoch eine Herleitung vom Verb schwärzen = schmuggeln als wahrscheinlicher. Somit wären einst so manche Schnaps-

pullen oder Falschgeldbündel mit über die Gebirgskämme gewandert. Das dürfte inzwischen Geschichte sein, weil sich dort, dank der Globalisierung, heutzutage die Touristen auf die Füße treten, die weniger wandern, vielmehr fotografieren oder filmen.

Das nordhessische Städtchen Wolfhagen hatte im vergangenen Jahrhundert einen witzig benannten Bürger zu bieten, dem sogar etliche Verdienste nachgerühmt werden: **Berthold Kommallein** (1893–1980). Das Internet streift ihn nur sehr dürftig. Dafür wird man in Dr. Paul Görlichs schwergewichtiger Wolfhager Stadtgeschichte von 1980 fündig. Der *Dr.* steht übrigens vorn im Buch. Hätte ihn der Lektor weggelassen, wäre das Werk schon nicht mehr ganz so fett und unhandlich geraten.

Der gebürtige Waldecker Kommallein war gelernter Verwalter im Öffentlichen Dienst. Nach einer längeren Soldatenzeit (die ihm mehrere Auszeichnungen einbrachte) setzten ihn die Wolfhager Behörden 1919 auf die freie Stelle des Stadtsekretärs; zusätzlich sei der junge Mann zum „Stadt- und Polizeisekretär“ auf Lebenszeit ernannt worden. In diesem Amt habe er „ohne Unterbrechung“ bis zu seiner Entlassung im Juni 1945 gewirkt. Da war der nächste Weltkrieg dazwischen gekommen. Irre ich mich nicht, war Kommallein also rund 26 Jahre lang Wolfhagens Verwaltungs- und Polizeichef, erst in der Weimarer Republik, dann unter Adolf Hitler. Laut Görlich (S. 243) war er auch gleich 1933 in die *NSDAP* eingetreten. Bis 1945 sei er durchaus Parteimitglied geblieben, obwohl er sich hier und dort gegen Unrecht verwahrt haben soll, etwa gegen jüdische MitbürgerInnen. Somit blieb er seinem Posten und dem faschistischen Deutschland bis zum bitteren Ende treu. Diese Laufbahn nahm ihm die Demokratie aber nicht krumm, weil er etliche angesehene FürsprecherInnen auffahren konnte, die ihn gern „entlasten“ halfen. Im Ergebnis habe ihn eine Spruchkammer nur als *Mitläufer* eingestuft. Als Verwaltungs- und Polizeichef einer Kreisstadt 26 Jahre lang „mitlaufen“ zu müssen, das dürfte streckenweise recht anstrengend gewesen sein. Trotzdem brachte Kommallein noch die Kraft auf, sich 1949 für den Sessel des Wolfhager Bürgermeisters zu bewerben. Die Stadtverordneten wählten ihn. In diesem Amt wirkte der verheiratete Mann (drei Kinder; was wurde aus denen?) bis 1960.

Auch Stadthistoriker Görlich nahm ihm nichts krumm – ganz im Gegenteil. Auf Seite 192 erwähnt er die Feierlichkeiten vom April 1957 aus Anlaß des 50jährigen Dienstjubiläums Kommalleins. „Dem unvoreingenommenen Beobachter“ falle auf, leider sei

damals niemand auf die Idee gekommen, „diesen verdienten Kommunalpolitiker“ für das *Bundesverdienstkreuz* vorzuschlagen.

NamenforscherInnen sprechen in Fällen wie „Kommallein“ von *Satznamen*. Es handelt sich dabei um einen durch Zusammenziehung aus einem Satz entstandenen Familiennamen. Möglicherweise ist dem Sippengründer einst von seiner neuen Flamme eingeschärft worden, er möge aber bitte allein kommen, also nicht etwa in Begleitung seines Hundes oder gar eines Nebenbuhlers. Oder ging es nicht um ein Stelldichein, vielmehr um Spionage und Verschwörung? Vermutlich wissen wir es nicht. Vielleicht sind die Chinesen schlauer und können uns verraten, warum *Nie Er* (1912–35, siehe [https://de.wikipedia.org/wiki/Nie\\_Er](https://de.wikipedia.org/wiki/Nie_Er)), der Komponist ihrer Nationalhymne, just so abschreckend getauft beziehungsweise gerufen worden ist ... Er soll schon mit 23 bei irgendeinem Badeunfall ums Leben gekommen sein.

Görlichs Stadtgeschichte ist überhaupt ein Füllhorn von Personennamen, und zum Teil lassen sie einen wie mich öfter schmunzeln. So habe ich mir etwa aus verflossenen Zeiten von unterschiedlichen Stellen herausgeschrieben: Hennichen Gotefrits, Erzpriester Berthold Tuvelskop, die Priester Konrad Kothusen und Heinrich Druckverling, Tylo Wedigen, Rentmeister Christoph Ungefug, Meribod und Hereborth von Gran, Warmtrud Elegast, Lehrer Heinrich Gerhold. Mit dem Letztgenannten war ich möglicherweise verwandt. Meine Großmutter Helene war Tochter eines Dorfschulmeisters gewesen, der gleichfalls Gerhold hieß, Georg Gerhold. Dessen Gattin hieß Käthe. Er wirkte in Udenborn bei Wabern. 1944 beging er als 76jähriger, ausgebombter „Ruheständler“ Selbstmord.

Der Germanist **Franz Hundsnurscher** (1935–2017) war auch Herausgeber, u.a. von der Monografie *Namenforschung* des Regensburgsburger „Onomastikers“ Gerhard Koß, die ich besitze, Tübingen 1990. An ihm hält sich Koß jedoch nicht auf. Der Münsteraner Professor Hundsnurscher stammte aus Südböhmen. Laut [https://www.namenforschung.net/dfd/woerterbuch/liste/?tx\\_dfd\\_names%5bname%5d=122871&tx\\_dfd\\_names%5baction%5d=show&tx\\_dfd\\_names%5bcontroller%5d=Names](https://www.namenforschung.net/dfd/woerterbuch/liste/?tx_dfd_names%5bname%5d=122871&tx_dfd_names%5baction%5d=show&tx_dfd_names%5bcontroller%5d=Names) hängt der witzige Nachname mit der dortigen Ortschaft *Hundsnursch* zusammen, tschechisch *Koryto*. Es soll sich nur um einen Weiler mit heute 13 Häusern handeln, Ortshöhe um 900 Meter. Er gehört zur Gemeinde Zbytiny (deutsch *Oberhaid*) im Böhmerwaldvorland. Laut <https://www.urlaubimdenkmal.com/haeuser/hofgut-koryto/> wurde der Weiler vor 1400 von aus Österreich und Bayern Geworbenen gebildet. Er habe zunächst amtlich „Hundczursch“ geheißen. Zu tschechisch koryto wird behauptet, es bedeute Trog,

Rinne, Wassergraben. Demnach wieder, nach Regensburg, ein Ort mit Gewässername, etwa: Dorf von einem Graben umgeben. Jedenfalls dürfte er mit Hunden nichts zu tun haben. Die Verballhornung mag auf die üblichen hundenärrischen deutschen SiedlerInnen zurückgehen.

Der Kunstwissenschaftler **Robert Kudielka** (\* 1945 am Bodensee) war zu meiner Zeit als westberliner Künstlermodell Starredner der dortigen Kunsthochschule in der Hardenbergstraße. Ich saß öfter in seinen Vorlesungen, weil alle meine Kunst studierenden fortschrittlichen Freundinnen ebenfalls darin saßen und Kudielkas stets frei vorgetragenen Offenbarungen, etwa über Henri Matisse oder Rilkes *Duineser Elegien*, mit mehr oder weniger verklärtem Gesichtsausdruck verfolgten. Jede zweite war jede Wette mehr in ihn als in mich verliebt. Sein merkwürdiger Nachname störte sie nicht – eher erhöhte dieser noch Kudielkas sonstigen Reize. *Warum* aber hieß er denn so? Die Biografen schweigen. Verschiedene *Google*-Roboter verkünden immerhin, der Familienname Kudielka sei höchstwahrscheinlich slawischen Ursprungs, möglicherweise eine Variante oder eine Ableitung von Namen, die sich auf junge Hunde oder Ferkel beziehen könnten, ähnlich dem obersorbischen Spitznamen *Čunka* (Schweinchen?). Die Endung -ka sei eine typische Verkleinerungsform. Vielleicht habe man auch im ganzen einen vergleichsweise kleinen Menschen verspotten oder verleumden wollen. Dazu kann ich nur versichern: wenn ja, gelang es Professor und Schöndünster Robert K. durchaus, über seinen Schatten zu springen; er galt bereits um 1985 weithin als groß. Busenfreunde von ihm waren Bridget Riley und Jochen Gerz, die Sie sicherlich kennen werden.

Wahrscheinlich wäre ich gut beraten, mich weitgehend an deutschsprachige Namen zu halten. Zwar ist der Name des 2006 geborenen Snookerspielers **Artemijs Žižins** kaum weniger betörend wie sein feuerroter Haarschopf, aber die etymologischen Probleme sind bereits im Deutschen knifflig genug. Der junge Mann wurde 2023, mit 17 Jahren, erstmals lettischer Meister, und inzwischen steuert er als Profi zielstrebig einen Stammplatz unter den Top 64 der Weltrangliste an. Ein Roboter erläutert mir immerhin, man spreche seinen Namen folgendermaßen aus: Aartemis Schischins. Befragt man auch noch einen Psychologen, wird er wahrscheinlich Žižins Angewohnheit, die Lederkuppe seines Billard-

stockes nahezu unablässig mit der Kreide zu mißhandeln, zu den Übersprungshandlungen oder den Verlegenheitslösungen zählen. Die Unschlüssigkeit, wie man nun diesen verfluchten Stoß des Gegners am besten beantworten könnte, wird eben, statt durch Kopfkratzen oder Mundwinkelkauen, durchs fachlich durchaus überflüssige wiederholte Einkreiden überbrückt. Das sind so Automatismen, die der Übersetzungsroboter gut verstehen würde.

Ziemlich einfach stellt sich der Fall **Leverkusen** dar. Diese bei Köln gelegene, erst 1930 gegründete Großstadt verdankt ihren Namen dem Apotheker und Chemiefabrikanten Carl Leverkus, 1804–89. Er hatte um 1850 bereits die Arbeitersiedlung seiner Chemiefabrik auf *Leverkusen* getauft. Er galt als „sozial“ gestimmt, als Reformkapitalist sozusagen, nur das Rezept für Bescheidenheit hatte ihm offensichtlich niemand verraten. 1884 ergatterte er den Titel *Geheimer Kommerzienrat*.

Wurde ein DDR-Bürger nach 1952 auf einer Konferenz gefragt, wo er herkomme, konnte er nicht mehr erwidern: aus Mecklenburg oder Thüringen. Er mußte vielmehr sagen: aus **Erfurt** – und dann hatte man wieder nachzuhaken, ob er die Stadt an der Gera oder den ganzen Bezirk Erfurt meine. „Die Partei“ hatte für die Ersetzung der historisch gewachsenen und föderalistisch angekränkelten alten Länder durch um Hauptstädte gruppierte und nach diesen auch benannte DDR-Bezirke gesorgt. Es war der übliche kommunistische Schlag mit dem Holzhammer. Man wollte nicht dem Wohl des Volkes, vielmehr dessen Zentralisierung, Gleichschaltung, Überwachung dienen. Auch an den „neuen“, schicken Zug der Globalisierung hängte man sich damit an. Die Rückgängigmachung nach der „Wende“ von 1990 war selbstverständlich nur Augenwischerei. Dafür bekamen wir zusätzlich das Gebilde Großberlin mit inzwischen fast vier Millionen Einwohnern. Wenn wir nicht an unseren Schützenpanzern, Jagdflugzeugen und Kampfrobotern krepieren, dann an der unaufhaltsamen Verstädterung.

Der ostdeutsche Grundschüler **Lars Bense**, Bezirk Halle, hatte sicherlich keinen seltenen Nachnamen, dafür jedoch einen ungewöhnlichen Tod. Er fiel 1981 in Halle-Neustadt als 7jähriger dem sogenannten *Kreuzworträtselmord* zum Opfer. Nach dem Besuch einer Filmvorstellung war der Junge, den Hans Girod (*Das Ekel von Rahnsdorf und andere Mordfälle aus der DDR*, Berlin 1997) als fröhlich, aufgeweckt und zart beschreibt, vermißt und schließlich an der Bahnstrecke nach Leipzig tot in einem aus dem Zug geworfenen Koffer gefunden worden. Die DDR-Kripo kam dem 18jährigen Täter nur auf die Spur, weil sich im Koffer, neben der Leiche des mißbrauchten und dann erschlagenen Jungen, auch ein paar Zeitungsblätter mit ausgefüllten Kreuzworträtseln fanden. Sie wertete sage und schreibe 550.000 Schriftproben aus, die sie im Raum Halle genommen oder eingezogen hatte. Der Täter bekam Lebenslänglich.

Kaum war der Mann am 15. Januar 2013 im Alter von 50 Jahren einer schweren Krankheit erlegen, brachte der Erfurter *Sutton Verlag*, wohl schon am 1. Februar, einen „Tatsachenroman“ heraus, den die damalige Freundin des Hausmeisters und Kellners verfaßt hatte. Die beiden hatten zuletzt gemeinsam in einem Thüringer-Wald-Erholungsheim gearbeitet. Nun hieß es in der Presse, die Haller Staatsanwaltschaft habe neue Ermittlungen gegen die inzwischen 49 Jahre alte Frau eingeleitet, weil die Darstellung im Roman ihren früheren Zeugenaussagen widerspräche, wonach sie zur Tatzeit nicht in Halle gewesen sei. Im Roman will sie, wenn auch nur „unter Zwang“, bei der Beseitigung von Spuren in der Tatwohnung, ja sogar beim Fortschaffen der Leiche selber geholfen haben. Sie sagt, das sei Fiktion. Dadurch habe sie Abstand gewinnen können; ohnehin habe sie an einem schwerem Trauma gelitten. Hätte sie Pech gehabt, wäre sie nun der Mordbeihilfe angeklagt worden – was sicherlich wiederum Balsam für die Bilanz des Erfurter Verlages gewesen wäre. Doch die Ermittlungen wurden im Folgejahr „mangels Beweisen“ eingestellt.

Laut damaliger Regionalpresse merkte der einstige Chefermittler im Fall, Siegfried Schwarz, Journalisten gegenüber an, der vom Buch bewirkte „Rummel“ sei „unerträglich“, weil jetzt Lars‘ Mutter das ganze Geschehen noch einmal zu durchleben habe. Lars‘ Vater soll bereits 1994 gestorben sein.

Die Familiennamen kamen in unseren Breiten erst nach 1000 auf. Bis dahin hatten im dünn besiedelten Germanien die Rufnamen genügt. Allmählich jedoch gab es einfach zu viele Heinrichs oder Hermanns, die nicht mehr so leicht zu unterscheiden waren. Eine

Zeitlang behalf man sich mit Beinamen. Man kennt das Verfahren vielleicht vom sagenhaften Nibelungen-Recken *Hagen von Tronje* oder der berühmten kastilischen Königin *Johanna die Wahnsinnige* her. Gerhard Koß führt lustige Zwischenformen an, die zu den bereits weiter oben erwähnten Satznamen gehören: *Schwingdenhammer* (Schmied), *Machewurst* (Metzger), *Spannhaus* (Fuhrmann). Eine Kasseler Gärtnerei aus meiner Jugendzeit gehörte der Sippe *Rinninsland*. Hier werden wir nebenbei auf den Umstand gestoßen, daß die heraufkommenden Familiennamen vornehmlich vom Feld der Berufsamen geerntet worden sind. Ich sage nur Müller, Meier, Schulze und so weiter. Man schreckte zuweilen auch nicht davor zurück, etwa einen Werner Werner in die Welt zu setzen. Manche späteren, postmodernen Heinrich Müllers ließen sich nach der Volljährigkeit flugs in Kevin Müller oder so umbenennen.

Die folgende Dame war sogar von Hause aus etwas Besonderes. **Franziska (Fanny) Gräfin zu Reventlow** (1871–1918) trug den Zunamen eines edlen norddeutschen Clanes, machte diesem freilich eher Schande als Ehre. Ihre ersten Protestrufe hatte sie in einer Wiege ausgestoßen, die im Schloß von Husum, Nordfriesland, unweit der rauhen Nordsee schaukelte. Ihr Erzeuger war dort Landrat. Die braunhaarige, wohlgestaltete und lebenslustige Fanny kämpfte eine Jugend lang gegen das häusliche autoritäre und engstirnige Klima an. Auch die Mutter war ein Schreckgespenst. Mittels einer Ausbildung zur Lehrerin und einer Heirat hangelt sich Reventlow südwärts, zunächst nach München, das um 1900 ein ausgeprägtes schräges Künstler- und Philosophenmilieu zu bieten hat. Hier wird sie zur gefragten Geliebten und zu einer geflügelten Gestalt. Die sogenannten Kosmiker um Wolfskehl, Schuler und Klages sehen das Ideal der griechischen Hetäre in ihr. Vom (feministischen) Aufstand der „Blaustrümpfe“ hält sie wenig: „Wir sind dazu da, es gut zu haben und uns nicht beklagen zu müssen.“

Meistens hat sie es eher schlecht. Zum Beispiel mißlingt es ihr, vielleicht aus Mangel an Begabung, sich einer frühen Leidenschaft gemäß als Malerin durchzusetzen. Dafür erntet sie Achtungserfolge mit satirischen Artikeln oder Erzählungen, die allerdings wenig Geld abwerfen. Auf der Flucht vor Pfändungen wechselt sie ihre Wohnungen wie ihre Hemden. So ernährt sie sich über Jahre hinweg ziemlich mühsam und nervenaufreibend mit abenteuerlichen Gelegenheitsarbeiten, darunter auch Edel-Prostitution, und als Übersetzerin französischer Literatur für den Münchener Verlag *Albert Langen*. Sie nimmt ihre ständige Geldnot mit Humor – gleichwohl zehrt diese an ihr. Zudem bleibt sie auf Dauer von zwei Fehlgeburten angeschlagen, die sie 1894 und 1904 erleidet. Dazwischen, 1897, bringt sie Sohn Rolf zur Welt, dessen Vater sie hartnäckig verheimlicht. Sie selber geht im Lauf der Jahre und Jahrzehnte in zahlreiche Memoiren ein, darunter die

*Unpolitischen Erinnerungen* von Erich Mühsam. 1914 zählt „die Gräfin“ zu den wenigen deutschen Künstlern, die der allgemeinen, patriotischen Kriegsbegeisterung nicht auf den Leim gehen. Als Rolf, 1916 an die französische Front eingezogen, nach wenigen Monaten mit ihrer Hilfe desertiert, ist sie noch stolzer auf ihren Sprößling. Sie lebt inzwischen, seit 1910, unter anderen freisinnigen oder verrückten Menschen in Ascona bei Locarno (am Lago Maggiore). Hier zieht sie sich im Sommer 1918 vor allem innere Verletzungen zu, als sie von ihrem Fahrrad stürzt. Die näheren Umstände sind auch von Biografin Ulla Egbringhoff (Reinbek bei Hamburg 2000) nicht zu erfahren. Ob die Gräfin mutwillig freihändig fuhr oder aber beispielsweise angefahren wurde, ist den Biografen anscheinend scheißegal. Reventlow wird ins Krankenhaus von Locarno gebracht und dort operiert. Bei diesem Eingriff – bei dem man eine „Darmverschlingung“ festgestellt habe – sei die 47jährige einem „Herzversagen“ erlegen.

Rolf Reventlow stirbt 1981 in München mit 83 Jahren. Er war überzeugter Antifaschist. Er führte ein wechselvolles Leben, darunter in Spanien (Republik) und Algerien, betätigte sich aber hauptsächlich als Journalist und Gewerkschafts- oder Parteisekretär. Seit ungefähr 1953 gehörte er der Münchener *SPD* an, bei deren „Säuberung“ von zu links gearteten Genossen er kräftig geholfen haben soll. Andererseits soll er (1959) gegen das marktwirtschaftliche und verteidigungsfrohe *Godesberger Programm* gestimmt haben. Aus seiner zweiten Ehe mit Else Reimann (1939 wieder geschieden) bezog er eine Tochter, Beatrice, geboren 1926. Angeblich hat selbst er den Namen seines Erzeugers nie erfahren. Ob ihn diese „Vaterlosigkeit“ nennenswert berührte, streift Sabine Kneib in ihrer inzwischen nicht mehr aufrufbaren Betrachtung „Else und Rolf Reventlow – zwei politisch engagierte Journalisten“ merkwürdigerweise mit keinem Wort. Seine Autobiografie *Kaleidoskop des Lebens* soll in München als unveröffentlichtes Typoskript liegen.

Die bekannte *Litfaßsäule* war um 1850 vom Berliner Drucker und Verleger **Ernst Litfaß** erfunden und mit Hilfe des Polizeipräsidenten eingeführt worden. Zweck der Übung schon damals: „Regulierung“. Man sollte nicht „wild“ und man sollte nicht Falsches plakatieren. Also Kontrolle, Zensur und selbstverständlich auch Gebühren. Zwar seien die Berliner Litfaßsäulen 2019 weitgehend abgeschafft worden, doch neuerdings, verrät uns die *Berliner Morgenpost* am 21. Mai 2024, erlebten sie ein „Comeback“, ein englischsprachiges. Die Gründe werde das Blatt in dem Artikel enthüllen. Aber nicht mir, denn dazu müßte ich die echtdeutsche „Bezahlschranke“ überwinden, was mich leicht zum Störer oder Verbrecher machen könnte.



Litfaß sei bereits zu Lebzeiten zum „Reklamekönig“ erhoben worden, heißt es anderswo. Das ist ein echter Bei- oder Spitzname. Warum er jedoch eigentlich ausgerechnet Litfaß hieß, verrät auch das Berliner Stadtmuseum nicht. Dafür gibt Sprachforscher Koß den Hinweis auf einen Berufsnamen. *Lit* habe einst Obst geheißen, und der erste Soundso *Litfaß* sei eben Obstweinhändler gewesen. Demnach lief dieser Mann nicht mit Fässern voll Literatur durch die Stadt, für die leider kein Schwein Bedarf hatte. Möglicherweise glückte er aber selber einem Faß.

**Karl Finsterwalder** (1900–95) war Germanist und Namenforscher. Im bayerischen Rosenheim geboren, wandte er sich später vorwiegend und ruhmreich den tiroler Orts- und Flurnamen zu. *Wikipedia* behauptet, zeitweise sei er Mitarbeiter des *SS-Ahnenerbes* gewesen. Das war eine „Forschungseinrichtung“, die unmittelbar Heinrich Himmler unterstand. Somit dürfte Finsterwalder nicht gerade zu unseren aufgeklärtesten, kritischsten und mutigsten Wissenschaftlern gehört haben. Die spärlichen Quellen sparen diesen Zug aber in der Regel lieber aus. Das nennt man dann *Desiderat*. Zum 70. Geburtstag wurde der vielseitige Gelehrte mit der üblichen *Festschrift* geehrt, Innsbruck 1971. Er brachte es auf fast 95.

Die Stadt Finsterwalde, Niederlausitz, wurde 1282 als *Vynsterwalde*, 1336 als *Duisterenwalde* erwähnt. Nach verschiedenen, übereinstimmenden Quellen soll sich die Siedlung in der Tat Rodungen verdanken. Demnach lägen dem Namenforscher in diesem Fall ausnahmsweise keine Haken und Ösen im Weg. Freilich hatte die fragliche, eigentlich recht sumpfige Gegend kein Monopol auf die Anregung von Familiennamen; schließlich gibt es viele finstere Wälder auf diesem Planeten. Genauer gesagt: einst war es so.

Was die neu geschlagene Lichtung zwischen Torgau und Cottbus angeht, wurde dort irgendwann sogar ein Fußballplatz angelegt, damit DDR-Torhüter Peter Blüher als Knirps tüchtig trainieren konnte. Er stammte aus Finsterwalde, siehe in meinem *Genickbruch*.

Obwohl der Bielefelder Buchdrucker und Verleger **Dietrich Baedeker** (1680–1716), zuweilen mit d im Vornamen geschrieben, auch nach meinem *Brockhaus* als „Stammvater“ jenes bekannten, ja weltberühmten Verlegerclanes gilt, der ab 1832/35, unter Enkel Karl Baedeker, Koblenz, Reisehandbücher herausbrachte, kennt ihn so gut wie keiner. Im

Gegensatz zu Ernst Litfaß hat er eben selber nichts erfunden. Schlimmer noch, scheint auch niemand zu wissen, woran er mit ungefähr 36 Jahren gestorben ist. Vielleicht wüßte es das Bielefelder Stadtarchiv? Wie ich jedoch auf dessen Webseite sehe, will es Geld von mir, pro angefangene 10 Minuten der Bearbeitung einer Anfrage 12 Euro. Wahrscheinlich steckt es meine Kohle dann sofort in das Band der Webseite. Dieses glänzt mit Grafiken, die zeitgemäß alle paar Sekunden wechseln, damit ich begreife, wie fesselnd Geschichte sein kann. Nebenbei ziehe ich mir dadurch, durchs Betrachten der so anregend gestalteten Webseite, endlich *Parkinson* zu, was zusätzlich die Gesundheitsindustrie erfreut. Ich ermahne euch also, HannoveranerInnen, ihr könnt mich mal.

Im Frühsommer 1991 wollte mir eine Freundin aus der eben aufgelösten DDR unbedingt *Mecklenburg* und insbesondere das Seebad *Heiligendamm* zeigen. Ihr Großvater hatte ihr nämlich gerade eine Kiste mit Büchern vererbt, darunter einen alten, ihrem Reisewunsch entsprechenden *Baedeker* von 1917. Der dunkelrote Einband wies den Titel in Goldprägung auf. Wie sich herausstellte, war im Eintrag über Heiligendamm ein schräg auf die Ostseeküste zulaufender herrlicher Buchenwald völlig zurecht hervorgehoben worden. Wir hörten viele Vögel und trafen keine Menschenseele. Die verblichenen, klotzigen Kurgebäude der damals noch verlassenen *Weißes Stadt am Meer* hätten kaum trostloser wirken können. Ein etwas kleineres, verschachteltes Gebäude stand hart an der Steilküste – just wo der Buchenwald auslief. Die ewig tosende See und die schrillen Möwenschreie im Ohr, wäre in dieser *Villa Wilhelms Höhe* womöglich jeder Gast so rammdösig und reizbar geworden wie unser letzter Kaiser und alle fürstlichen Vollidioten vor ihm – und möglicherweise auch Präsident Bush oder Kanzlerin Merkel nach ihm. Die letztere war im Juni 2007 die Gastgeberin des bekannten G-8-Gipfels der Volksverhöhnung. Vermutlich sah sich der Dom des Buchenwaldes ziemlich jäh in einen Tummelplatz joggender Präsidentenleibwächter und Lockspitzel für die Gegendemonstranten verwandelt. Würfe man das Geld für die in nur einem Jahr abgehaltenen, stets fruchtlosen UN-, EU- und Gipfelkonferenzen in den Kollektbeutel jenes Domes, könnte man das ganze Amazonasbecken wieder aufforsten, mit Regenwald.

Vielleicht möchten Sie noch wissen, was der Familienname Baedeker ursprünglich bedeutet hat. Wie es aussieht, ist er nicht weit von Litfaß entfernt. Er sei vom mittelniederdeutschen „bodeker“ oder „bodiker“ abgeleitet worden, und das sei der *Böttcher* gewesen. Dieser Handwerker fertigte in der Tat vorwiegend Fässer an, daneben auch Bottiche (Wannen) und Eimer, alles aus Holz. Hier und dort hieß er auch Büttner, Küfer oder Faßbinder. Er „band“ die Faßspanten („Dauben“) mit Eisenreifen zu.

Viele Familiennamen wurden von Rufnamen, Beruf oder (landschaftlicher) Herkunft abgeleitet. In der Regel sind die Ortsnamen zuerst da. Die wiederum verdanken sich, wie weiter oben schon angedeutet, in vielen Fällen Gewässern, beispielsweise Flüssen oder Bächen. In anderen Fällen standen Pflanzen oder Tiere Pate, ich sage nur Fuchs und Wolf. Ziehen wir überdies den ostberliner „klassischen“ Komponisten **Frank-Volker Eichhorn** (1947–78) heran. Trotz seiner Jugend mehrmals preisgekrönt, soll er allerdings bereits mit 30 Jahren bei einem Autounfall in der Nähe von Schwerin umgekommen sein. Vermutlich wohnte er in Ostberlin, wo er bereits Musikhochschullehrer für Tonsatz war. Ob er auch für *Brockhaus* geeignet gewesen wäre, kann ich nicht sagen. Das Internet verrät über Volker Eichhorn so gut wie nichts. Autounfälle von mehr oder weniger prominenten Mitbürgern wurden in der DDR sowieso grundsätzlich gern unter dem Deckel gehalten. Vielleicht wollte man die Verunglückten oder ihre Angehörigen nicht in Verlegenheit bringen, sofern noch andere Personen im Wagen gesessen hatten. Oder man wollte nicht Gefahr laufen, die noch unmotorisierten Volksgenossen vom Kauf beziehungsweise vom Warten abzuschrecken, hätte doch in diesem Fall der DDR-Ausstoß an Blechkisten, somit die Volkswirtschaft gelitten. Möglicherweise verfuhr man aber auch „aus Prinzip“ so zugeknöpft – bei Kommunisten nicht verwunderlich. Sie verachteten das Volk, dem sie dienen. Sie hassen Erklärungen, die sie nicht eigens frisiert haben. Gerade in der DDR war die Informationspolitik „prinzipiell“ unter aller Sau.

Fragen wir uns ersatzweise, warum der Komponist ausgerechnet Eichhorn hieß. Ja, Mensch! Hätte man ihn vielleicht Wildsau oder Blindschleiche nennen sollen? Jedenfalls finde ich die Orientierung an der Natur durchaus in Ordnung. Schließlich sind wir ein Bestandteil von ihr, und zwar ein untergeordneter, um nicht zu sagen, ein geradezu unerheblicher. Das schmeckt natürlich nicht jedem, und so müssen sich Großstädte haarsträubende Namen wie Stalino oder Karl-Marx-Stadt gefallen lassen. Die letztere hieß vorher Chemnitz, und zwar nach dem gleichnamigen Fluß, an dem sie (in Sachsen) liegt. Jetzt heißt sie auch wieder Chemnitz, weil die „Wende“ ja mit Subventionen verbunden war – in diesem Fall für das Straßenschildbürgerhandwerk und ganz allgemein für die Bürokratie.

Um genau zu sein, muß ich allerdings die Ermahnung von Koß beherzigen, es sich bei der Forschung und Auslegung nicht zu einfach zu machen. Viele Namen sind vieldeutig und lassen somit mehrere Erklärungen zu. So kann der Urahne des Komponisten im Schatten eines Eichenhains gewohnt haben, der zusätzlich noch auf einem „Horn“, einem Vorgebirge also lag. Oder er kam, weil seine schwangere Mutter ausgeglitten war, in einer

Bierlache der Spelunke *Zum Eichhorn* zur Welt. Oder er hatte sich die Eichhörnchen als Wappentier erwählt, weil sie ihm allerwegen über die Füße hüpften. Freilich kann er auch selber wie ein Eichhörnchen ausgesehen haben oder so flink oder so geizig (emsig Vorrat einsammelnd) gewesen sein wie das putzige Nagetier. In diesem Fall wäre sein Familienname ursprünglich ein Spitz- oder Spottname gewesen.

Was mich angeht, werde ich verständlicherweise hin und wieder gefragt, ob ich Pferdenarr sei oder mein Erzeuger Rennstallbetreiber gewesen wäre. Gott sei Dank nicht. Aber viel heikler dürfte das Problem unserer Vornamen sein. Soweit ich sehe, werden die Vornamen weltweit seit Urgedenken Säuglingen verliehen – und nun verraten Sie mir einmal, wie sich diese Würmchen gegen „Volker“ oder „Esmeralda“ wehren sollen! In einer bestimmten Erzählung von mir, die freien republikanischen Alltag schildert, läßt eine ursprünglich exotisch getaufte Republikanerin ihren Vornamen noch als Jugendliche auf dem Büro ihre GO ziemlich jäh in einen schnöden heimischen umändern, denn sie hat die Schnauze von ihrem ausgefallenen Taufnamen voll. Das läßt sich also in einer derartigen Republik völlig unbürokratisch machen. Wenn Sie die betreffende Textstelle finden und mir nennen, kriegen Sie unsere Platte *Leon* umsonst. Die KäuferInnen rennen mir sowieso nicht gerade die Tür ein.

Allein in Deutschland soll es mindestens 30 Orte geben, die *Neustadt* heißen. Ich glaube, wenn ich in so einem herzlos benannten Gebilde wohnen müßte, würde ich dreimal täglich bitterlich weinen. In Österreich hatten sie einst einen Bildenden Künstler, der **Eduard Bitterlich** hieß, 1833–72. Er wurde nur 38, bei diesem Namen vielleicht kein Wunder. Das Internet läßt die Gründe seines frühen Todes, wie so oft, im Nebel. In einem Artikel über den Sohn Hans heißt es verschwommen, der begeisterungsfähige Senior habe sich buchstäblich verzehrt, er sei eine Lichtgestalt gewesen, die dann selber wie eine Fackel verlohte, und dergleichen mehr. Es ist zum Haareausraufen. Warum schreiben die nicht klipp und klar, der gute Mann sei mager-, schwind- oder ruhmsüchtig oder alles zusammen gewesen?

Leider konnte ein Nachbar kein überzeugendes Gegenbild setzen: der schweizer Komponist **Friedrich Theodor Fröhlich** (1803–36) wurde trotz seines munteren Namens lediglich 33. Er war im kühlen Oktober in die Aare gesprungen und ertrank. Bis dahin konnte sich Fröhlich in der Kleinstadt Aarau als Teilzeitlehrer an der *Alten Kantonsschule*, Leiter von Chören und einem Liebhaberorchester sowie mit privatem

Einzelunterricht anscheinend nur mühsam über Wasser halten. Ursprünglich auf Wunsch oder Befehl der lieben Eltern Jurastudent, hatte der Sohn eines Baseler Lehrers und Stadtrats eine musikalische Ausbildung durchgesetzt. Er studierte bei Friedrich Zelter, Bernhard Klein und Ludwig Berger in Berlin, wo er auch Felix Mendelssohn-Bartholdy kennenlernte, wie 2016 in der *Aargauer Zeitung* von Titus J. Meier zu erfahren war. Aber Fröhlichs Werke wurden kaum verlegt oder gar aufgeführt. Sie sollen durchaus reizvoll gewesen sein, wenn auch streckenweise zu formelhaft und mit Satzfehlern gespickt. Hinzu kamen Schwierigkeiten in der Ehe (mit Ida von Klitzing), die üblichen Schulden und die üblichen Depressionen. Diese waren wohl auch von Fröhlichs Befürchtung genährt worden, Leuten wie Mendelssohn-Bartholdy oder den maßgeblichen Kunstpäpsten mit ihren Weihrauchgefäßen nie das Wasser reichen zu können. Oder auch eher umgekehrt: sich nicht deutlich genug von ihnen absetzen zu können.

Inzwischen liegen etliche CDs mit Kompositionen Fröhlichs vor. Ob er sich zurecht verkannt fühlte, scheint aber noch umstritten zu sein. Als er damals zum letzten Male in seinem Leben zur Aare hinunterging, soll er seine Vertonung des Hölderlin-Gedichts *Rückkehr in die Heimat* gesummt haben. „Und wenn im heißen Busen dem Jünglinge / Die eigenmächtigen Wünsche besänftiget / Und stille vor dem Schicksal sind, dann / Gibt der Geläuterte dir sich lieber ...“ Hier eine Aufnahme von 2023, wenn ich richtig verstanden habe: <https://www.youtube.com/watch?v=-m7P21fSfuM>.

Der Berliner Nationalökonom **Adolf Held** (1844–80), meist zu den sogenannten „Kathedersozialisten“ gezählt, trug seinen Familiennamen anscheinend von Hause aus. Dazu konnte er also nichts. Ob der vaterländisch gestimmte Professor auch ein Held *war*, läßt sich aufgrund des dürftigen Internetmaterials kaum beurteilen. Immerhin konnte er wahrscheinlich rudern. Im Sommer 1880 ferienweise am schweizer Thuner See (bei Bern), unternahm er nämlich auch Kahnpartien. Dabei soll er eines Tages (25. August) am Ausfluß der Aare, wie Adolph Wagner wenige Monate später in Band 13 (1881) der *ADB* behauptet, infolge der dortigen „Stromschnellen“ gekentert und dann ertrunken sein. Ob der 36 Jahre alte Held Nichtschwimmer und ob er allein war, wird freilich nirgends ausdrücklich mitgeteilt. Jedenfalls war er seit gut 10 Jahren verheiratet gewesen. Die Frau hieß Elise. Jetzt war sie Professorenwitwe.

Darüber – Mord- und Selbstmordtheorie eingeschlossen – hätte man doch glatt ein Fernsehspiel verfassen können, Hauptrolle *Martin Held*. Nehmen wir noch den Maler

*Werner Heldt* hinzu. Auch in diesen beiden Fällen lag offenbar kein Pseudonym vor. Die beiden Künstler hießen eben so. Anders im Fall des Schriftstellers *Kurt Held*, den man gewöhnlich von seinem 1941 erschienenen Jugendbuch *Die rote Zora* her kennt. Damals, als schweizer Emigrant, legte er sich wegen des Publikationsverbotes auch sein Pseudonym zu. Er hieß nämlich von Hause aus Kurt Kläber. Nun könnte „Kläber“ in manchen Ohren tatsächlich etwas jämmerlich klingen, aber peinlich finde ich den Wechsel zu „Held“ gleichwohl. Dieser Held starb 1959 mit 62 Jahren.

Gewiß, im Bereich des Zweibeiners ist die Eitelkeit ein weites Feld. Neulich empfahl mir eine Freundin, mich doch einmal bei der Germanistin Soundso zu erkundigen, was sie von meinen *Ausgewählten Zwergen* halte. Ich schlug deren Webseite nach – und winkte ab. Soundso gehört zu den Damen, die es noch heute, nach dem Sieg der rotgrünen Ministerinnen und Kriegsbräute, wagen, die Preisgabe ihres Geburtsjahres zu verweigern. Doktor ist sie natürlich auch.

Man könnte einwenden, möglicherweise seien diese Damen von Hause aus besonders verletztlich, wozu sie ja nichts könnten. Dann sollten sie sich vielleicht einmal an das Trossinger Maschinenbauunternehmen *Held Technologie GmbH* wenden. Diese wackeren Schwaben bieten nebenbei auch Fahrzeugpanzerungen und „schuss sichere“ Westen an. Ihre Westen sollen sogar ein dreifaches s aushalten.

Unter dem Stichwort Heimat wird in meinem *Genickbruch* der süddeutsche Obervogt **Friedrich Anton von Hundbiß** (1769–1805) vorgestellt. Ja, das war ein etwas ruppiger Kerl, und nach meiner jetzigen Befragung des Internets hieß er gar nicht so unangemessen wie er hieß. Nach einer Forschungsabteilung der Mainzer Akademie [<https://www.namenforschung.net/specials/hund/?L=o>] kommt der Name „eindeutig“ von den Kötern her. Weniger klar ist: warum? Hier liegt die schon berührte Mehrdeutigkeit vor. Der Sippengründer könnte zum Beispiel Jäger und/oder Halter eines bissigen Hundes gewesen sein. Oder er verfaßte gern bissige Botschaften, wie manchmal ich. Allgemeiner ausgedrückt, kann es sich „um einen besonders unangenehmen Zeitgenossen gehandelt haben, aber auch um einen Kämpfer, der seinen Kampfeswillen und eventuell seine Loyalität darstellen wollte, so wie der Ritter *Henggi Hundbiß* aus Ravensburg (1384)“, schreiben die Mainzer NamenforscherInnen.

Um den Kohl fett oder den Hund scharf zu machen, knöpfe ich mir den Münchener Bergsteiger, Geologen und Abenteurer **Adolf Schlagintweit** (1829–57) vor. 1853 trotz seiner Jugend bereits Dozent an der dortigen Universität, trieben ihn seine vermutlich recht vermischten Neigungen bald gen Osten: ins märchenumwobene „Hinterindien“, wie man damals sagte. Für nahezu sämtliche Nachschlagewerke waren es rein naturwissenschaftliche Interessen, höchstens noch mit Abenteuerlust gepaart. Und all diese Quellen, die den üblichen Eindruck größter Klarheit erwecken, rütteln außerdem unweigerlich unser Entsetzen und unser Mitgefühl auf, wenn sie uns lapidar mitteilen, Ende August 1857 sei der unermüdliche, nun 28jährige Erforscher des Himalaya-Gebietes bei Kaxgar gefangen genommen und „ohne Prozess oder Anhörung am Hof des Hodschas Wali Khan als mutmaßlicher chinesischer Spion enthauptet“ worden, so die deutsche *Wikipedia*.

Schlagintweit hatte sich, teils mit seinen Brüdern, schon als Erforscher der Alpen und mit entsprechenden Veröffentlichungen einen Namen gemacht. 1854 ergatterte er auf Alexander von Humboldts Empfehlung den offiziell erteilten preußisch-britischen Auftrag (Friedrich Wilhelm IV. plus *Ostindienkompanie*), im Verein mit seinen Brüdern Robert und Hermann in die Hochgebirgswelt des Himalayas einzudringen. Es dürfte vor allem um die kartographische Erfassung des kaum bekannten Gebietes, aber sicherlich auch um die Abschätzung seiner diversen Reichtümer gegangen sein. 1855 in Tibet von einheimischen Soldaten verscheucht, kehrt Schlagintweit kurz darauf verkleidet zurück, um doch noch zu seinen Beobachtungen zu gelangen. 1856 bekommt er, wie jedenfalls die Bergsteigerzunft behauptet, als erster westlicher Mensch den wuchtigen „Achttausender“ *Nanga Parbat* zu Gesicht. Den *Kamet* erklimmt er gemeinsam mit Robert bis zu 6.766 Meter, damals ein Höhenrekord. Im Sommer 1857 begeht er seinen letzten Fehler, nämlich ins nördlich gelegene „Turkestan“ hinabzusteigen.

Traut man W. F. A. Zimmermann mehr als den erwähnten Nachschlagewerken, war sich Schlagintweit der Gefahr, in antichinesische Aufstände oder interne (muslimische) „Bandenkriege“ zu geraten, durchaus bewußt, denn er hatte entsprechende Erkundigungen eingezogen. Hinter dem Pseudonym Zimmermann verbarg sich der seinerzeit vielgelesene Autor von „populären Sachbüchern“ Carl Gottfried Wilhelm Vollmer. Sein 1861/62 in Berlin veröffentlichtes Werk *Malerische Länder- und Völkerkunde*, auf das ich mich hier stütze (S. 285–89), diente unter anderen Karl May als Quelle. Angesichts der bedrohlichen Verhältnisse hatte Schlagintweit vorm Aufbruch ins Kriegsgebiet sogar seinem „Haushofmeister“ Ghost Mohamed seine sämtlichen Aufzeichnungen und Naturalien, darunter vermutlich einige profitversprechende Gesteinsproben, sowie Geld mit dem Auftrag übergeben, das Frachtgut nach Lahore in Sicherheit zu bringen. Zimmermann vermutet,

Schlagintweit habe die Gefahr in Kauf genommen, weil er sich allein in solchen Wirren einen Zugang zu dem schwer bewachten chinesischen Reich versprach, wo Eindringlinge in der Regel unerwünscht waren und ohne viel Federlesens einen Kopf kürzer gemacht wurden. Nun, das konnte er auch hier haben. Ende August 1857 mit seiner „Caravane“ in Kaxgar eingetroffen, werden die Reisenden unverzüglich verhaftet und ausgeplündert, Schlagintweit wird zudem enthauptet. Als Zeugnis führt Zimmermann Berichte der Caravanen-Mitglieder Mahomed Amin und Abdulla aus Kaschmir an, die mit den anderen nach 35tägiger Gefangenschaft ausgerechnet durch wiedererobernde Chinesen befreit werden. Er nimmt aufgrund dieser Aussagen an, die „Turkomanen“ hielten Schlagintweit für einen Spion, wenn auch nicht unbedingt einen chinesischen.

Vielleicht hätte bereits die offensichtliche Tatsache ausgereicht, daß sie in Schlagintweit einen Europäer vor sich hatten. Sollte sich Schlagintweit bei seiner kurzen Befragung als Abgesandter der *Ostindienkompanie* vorgestellt haben, wie später der „etwas zweifelhafte“ Zeuge Amin behauptete, hätte er nichts Dümmeres tun können, wie Zimmermann zu verstehen gibt. Habe doch diese ehrenwerte Gesellschaft, „um einige Tausend unnützer Subjekte, elender Abenteurer zu bereichern“, bereits „die gräßlichsten Flüche vieler hundert Millionen gepeinigter Inder auf sich geladen“. Er spricht von der *Ostindienkompanie*. Just im Todesjahr Schlagintweits, 1857, schlugen die Briten den vorläufig letzten großen Aufstand nieder: in Nordindien, wo sich einheimische Fürsten mit Teilen der Kolonialtruppen verbündet hatten. In der Folge wurde die *Ostindienkompanie* aufgelöst – um das gesamte Reich, das deutlich größer als das heutige Indien war, unmittelbar der britischen Krone zu unterstellen. Diese Herrschaft währte noch einmal 90 Jahre lang.

Zum Antiimperialisten reicht es aber bei Zimmermann trotz seiner starken Worte nicht. Auch er faßt Schlagintweit als „unglücklichen“ jungen Mann und Opfer eines „Mordes“ auf, der eigentlich gestraft werden müßte, käme man nur an die Täter heran. Daß Adolf ein Raubritter war, ein rücksichtsloser, mit großem Gefolge reisender Raffzahn im Dienste der fortschrittlichen Westlichen Tauschwertgemeinschaft, wird neuerdings immerhin in einem SZ-Artikel von Sebastian Beck nicht verhehlt: „Drei Münchner auf Beutezug“, 5. Dezember 2016. Der Autor teilt krasse Einzelheiten mit, etwa von geplünderten Gräbern, Stoffproben für die Ingenieure der Londoner Textilindustrie, zwangsweise vermessenen Häftlingen, unter Gips gelegten Gesichtern zwecks Abdrücken und dergleichen mehr. Allerdings klammert leider auch dieser kritische Autor jene Herrschaft aus, die der angesehene, ämterreiche bayerische Arzt der Augenheilkunde Joseph Schlagintweit auf seine im ganzen fünf Söhne ausgeübt haben dürfte. Selbst Bruder Emil Schlagintweit



(Artikel über Emils Sippe in der *ADB*, Band 31, 1890) kommt nicht über die gehauchte Andeutung hinaus, Adolf habe den enormen, vom Alten qua Hauslehrer verordneten Lernzwang in der gemeinsamen Kinderstube nur unter großen Mühen hingenommen. Vielleicht hätte er lieber am nächsten Bach Molche gefangen. Adolfs Charakter? Adolfs Sehnsüchte oder Rachegelüste? Adolfs Streiche, Geselligkeiten oder gar Liebschaften, so denn vorhanden? Pustekuchen, wir hören bis zuletzt keinen Furz davon. Alles ist zum Himalaya entfliegen und an ihm zerschellt.

Zur Hauptbedeutung des schillernden Familiennamens Schlagintweit heißt es bei den Mainzern: „Benennung nach Übername zu mittelhochdeutsch *slahen*, *slagen* ‘schlagen’, mittelhochdeutsch *in* ‘in’ und mittelhochdeutsch *wīte* ‘Weite, Breite, weiter Raum’. Es handelt sich um einen Satznamen ([ich] schlage ins Weite) für einen Draufgänger, möglicherweise auch für einen ruhmreichen Soldaten.“ Er ist also noch besser als beispielsweise *Baerbock*, Annalena.

Um aber ehrlich zu sein: 2021 meinte ein Prof. (Jürgen) Udolph im Internet, der ausgesprochen seltene Familienname der frischgebackenen deutschen Außenministerin gehe wahrscheinlich auf den niederlausitzschen Ort Bärenbrück zurück, niedersorbisch *Barbuk*. Auch so gesehen ist es wohl kaum verwunderlich, wenn Annalenchens erbittert gegen den angeblichen russischen Bären vom Leder zieht.

Sollte einmal der Name Amöne fallen, stellen sich viele Leute wahrscheinlich eine entzückende Dame oder Blume vor. Nun mag es solche auch im mittelhessischen sogenannten Amöneburger Becken gegeben haben, einem fruchtbaren Landstrich zwischen Marburg an der Lahn und dem mächtigen Vogelsberg. Als Knabe jedoch zog mich vor allem das Städtchen **Amöneburg** selber in seinen Bann. Es war bereits beim Anmarsch vom Kirchhainer Bahnhof aus unübersehbar, weil es den einzigen, 365 Meter hohen Bergrücken krönte

[[https://de.wikipedia.org/wiki/Am%C3%B6neburg#/media/Datei:Amoeneburg\\_1850.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Am%C3%B6neburg#/media/Datei:Amoeneburg_1850.jpg)], den jenes Becken aufwies. Er bestand im Kern aus Basalt. Der Anmarsch machte nur wenige Kilometer aus. Dabei konnte man auch gern von einer Ohmbrücke in das gleichnamige Flößchen spucken, das weiter westlich in der Lahn mündete. Am Fuß des Bergrückens eingetroffen, kam man zwar rasch ins Keuchen, aber der Gewinn an Aussicht und Wanderstullen entschädigte immer reichlich. Auch die eigentliche Siedlung bot viele

Anlässe für Mittelalter-Phantasien – Stadtmauer und Burgruine selbstverständlich eingeschlossen.

Als Ersterwähnung geben die Quellen *Amanaburch* im Jahr 721 an. Man denke jedoch nicht, darin habe bereits jene Amöne gesteckt. Vielmehr war die Amana (wohl althochdeutsch) just das erwähnte Flößchen Ohm. Hätten Sie das gedacht? Das unterstreicht wieder einmal die Bedeutung der Gewässer und die Faustregel, die Namen narren uns oft.

Damit bietet sich noch die Erwähnung eines offenbar ziemlich unangenehmen Zeitgenossen an, der Amöneburg im vergangenen Jahrhundert nahezu tyrannisiert haben soll: *Josef Gutmann* (1913–1997), katholisch und sadistisch gestimmter Direktor der Stiftsschule, ein Gymnasium mit Internat. Näheres steht im Internet.

Der merkwürdig benannte Jazzmusiker und Überlebenskünstler **Erhard Bauschke** (1912–45) – obwohl gewiß kein Ausbund der Bescheidenheit – hat sogar eine nicht unwichtige Beziehung zu Hessen, obwohl sein Hauptwirkungsort die Hauptstadt Berlin war. Das kam folgendermaßen. Als die Nazis dem Leiter des Berliner *Orchesters James Kok* im Frühjahr 1935 die Arbeitserlaubnis entzogen, weil derselbe – der Rumäne Kok – durch unliebsame Äußerungen, unsittlichen Jazz und fragwürdige Herkunft aufgefallen war, gründete just Bläser Erhard Bauschke ein Nachfolge-Orchester unter eigenem Namen, dem sich fast alle Bandmitglieder anschlossen. Jetzt konnten die BühnenkünstlerInnen „rein arisch“ nach Rügen fahren, um den dortigen Urlaubsgästen das „Dritte Reich“ zu verschönern. Bauschkes Orchester, streckenweise mit dem singenden weiblichen Kinderstar Carmen Lohrmann an der Rampe, soll in jenen Jahren die beliebteste Swing-Band Berlins gewesen sein. Es trat regelmäßig im legendären Berliner Café und Tanzpalast *Moka Efti* und oft im Rundfunk auf. Von daher wäre es sicherlich nur mit der Brechstange möglich, den geschmeidigen Tänzer und Musiker Bauschke (Klarinette und Altsaxophon) dem deutschen Widerstand zuzuschlagen. Trotzdem hätte man ihm eine weniger zynische Belohnung für seine Leistung gegönnt, als Musiker den Faschismus und dann als Soldat auch noch den Krieg zu überstehen.

Als das Tanzorchester 1940 „kriegsbedingt“ aufgelöst und dessen Leiter zur Wehrmacht eingezogen wurde, war Bauschke ungefähr 28. In Norwegen soll er eine Band der Luftwaffe geleitet haben. Weitere Einzelheiten liegen im Nebel, doch schaffte es Bauschke offenbar, unverwundet zu bleiben. Das Kriegsende erlebte er bereits als amerikanischer

Gefangener. Er wurde aufgrund seiner wertvollen Fertigkeiten, wie ich vermute, rasch entlassen, trommelte eine neue Combo zusammen und trat nun im Raum Frankfurt/Main in Clubs der US-Armee auf, die ihn sogar als Cheforganisator der regionalen Berieselung beschäftigte. Im Oktober 1945 geschah das Mißgeschick. Nach einem Auftritt stand der inzwischen 33jährige Unterhaltungsmusiker mit einer Tänzerin zwischen zwei Jeeps, als „ein betrunkenen Amerikaner mit seinem Truck auf den ersten Jeep prallte“, wodurch die KünstlerInnen eingequetscht worden seien. Beide seien auf der Stelle tot gewesen, versichert Wolfram Knauer 2019 in seinem bei Reclam erschienenen Werk *„Play yourself, man!“ Die Geschichte des Jazz in Deutschland* auf Seite 106. Das ist schon ziemlich makaber. Möglicherweise hatten sich die beiden gerade gefragt, wo man nun günstig zu Abend speisen könnte, wobei sich Bauschke vielleicht sogar die Tänzerin als Nachttisch ausgerechnet hatte – rumms! und zwei Nachkriegstote mehr.

Näheres über die Tänzerin, geschweige denn ihren Namen, erfährt man nirgends. Hierin verbirgt sich leider eine üble Faustregel: Die Nebenfiguren sind unwichtig – wie ihr Name bereits sagt ... Dafür ist verbürgt, zu Bauschkes Berliner Reporteoir habe auch der bekannte Song *Jeepers Creepers* gehört. Ureinspieler war Louis Armstrong. Der Titel soll nichts mit Jeeps zu tun haben, vielmehr eine Verballhornung des erstaunten Ausrufes „Jesus Christ!“ darstellen.

Ein anderer Berliner Künstler aus jüngerer Zeit war **Siegmund Breitbart**. Nach dem Mainzer Katalog brauchen wir uns an seinem Zunamen nicht aufzuhalten, da sich dieser ebenfalls durch das Offensichtliche erklärt: der erste Mann namens Breitbart(h) hatte eben ein auffallend üppiges Kraut im Gesicht.

Siegmund freilich trat stets tadellos rasiert auf. Er kam als Kraftsportler zu Ruhm, den um 1920 jede hauptstädtische Göre als *Eisenkönig* kannte und bewunderte. Ob er im Sommer 1925 mit 32, 38 oder gar erst 42 von einem rostigen Nagel zu Fall gebracht wurde, wird wahrscheinlich nie aufzuklären sein. Er selber, Siegmund Breitbart, nennt in seinen damals erschienenen Erinnerungen 1887 als das Jahr, in dem er das trübe Licht des Lodzer Ghettos als Sohn eines jüdischen Schmiedes erblickte. Leider packte der alte Grobian selbst seine Liebsten nicht mit Samthandschuhen an. Vermutlich entschloß sich Sprößling „Sische“ auch deshalb, ein ausgesprochen starker Mann zu werden.

Zwar schoß Breitbart keineswegs zum Hünen auf, doch hatte er eine wohlproportionierte Heldengestalt zu bieten, trainierte Tag und Nacht und verrichtete seine einfallsrei-

chen Herkulesarbeiten auf der Bühne oder im Manegensand stets mit gewinnendem Lächeln. 1921, nach etlichen Jahren als Fabrikarbeiter und Wanderartist, kam er im Berliner und Hamburger *Zirkus Busch* groß heraus. Er fuhr in Gladiatorenrüstung als Wagenlenker ein, zerbrach jedes Hufeisen, das ihm das eine oder andere Dienstmädchen aus dem Parkett reichte, stieß mit dem Schädel, statt Fußbällen, dicke Pflastersteine fort, zerbiß Ketten mit den Zähnen oder ließ sich, rücklings auf einem Nagelbrett liegend, den mächtigen Brustkorb mit einem Amboß beschweren, den junge Burschen aus den hinteren Rängen mit Vorschlaghämmern bearbeiten durften. Alle blonden *Wertheim*- oder *KaDeWe*-Verkäuferinnen himmelten Breitbart an. Auch der junge Berthold Brecht war begeistert. In vielen jüdischen Synagogen wurde für die Auftritte des verehrten „Muskeljuden“ gebetet. 1923 gastierte Breitbart bereits in Wien und in den USA.

Im selben Jahr blieb er, laut Daniela Gaudings Darstellung *Siegmund Sische Breitbart* (Berlin 2006, bes. S. 26–36), trotz einer Geldstrafe wegen angeblich tätlicher Beleidigung „moralischer Sieger“ im Kampf mit seinem erbitterten Konkurrenten Erik Jan Hanussen. Der hatte ihn des Betruges bezichtigt. Die eisernen Requisiten seien von minderer Qualität, also gleichsam gefälscht. Als sie nun beide „zufällig“ in Wien gastierten, wenn auch in zwei verschiedenen Häusern, ging Hanussen in die Offensive. Er zog sich eine attraktive, überdies gestählte junge Frau an Land, trainierte sie im Schnellverfahren und behauptete nun auf der Bühne, sie vollbringe all die Nummern, die man von Breitbart kannte, nicht weniger schlecht als dieser, weil sie nämlich sein, Hanussens, „Medium“ sei, das er mit übersinnlichen Kräften ausgestattet habe. Das holperte zwar hier und dort, aber das Spektakel war da, und Wien spaltete sich in zwei Lager. Neben der Presse wurde sogar eine prominente „Jury“ zwecks Untersuchung der Auftritte und gegenseitigen Vorwürfe der beiden berühmten Streithähne eingesetzt. Hanussen wünschte den Widersacher offensichtlich zu „vernichten“; Breitbart wünschte die eigene „Ehre“ zu retten. Der *Eisenkönig* ließ sich selbst auf eine Wette mit Dritten ein, bei der es um eine von Hanussen gestellte, kaum überprüfbare Kette ging – Breitbart zerbiß sie vor den Augen der Wiener Presse. Das versichert jedenfalls Gauding, die sich wiederum auf damalige Zeitungsartikel stützt. Den Wetteinsatz habe Breitbart der Wiener Rettungsgesellschaft gespendet. Die erwähnte Jury habe übrigens beiden Künstlern (und dem „Medium“ Martha Farra) saubere, dazu großartige Arbeit bescheinigt.

Beziffert Gauding den Wetteinsatz auf eine Millionen Kronen, darf man sich nicht einschüchtern lassen. Schließlich befand man sich damals mitten in der „Hyperinflation“. Tatsächlich habe der Betrag lediglich dem Preis eines Damenkostüms entsprochen. Das ganze wirkt in manchen Augen vielleicht trotzdem grotesk. Millionen Kleiner Leute stehen

bereits am Rand des Hungertods, ein paar Reiche des Ruins – gleichwohl kreist das Öffentliche Leben um die Zerbeißungsfähigkeit von Eisenketten und um Damenkostüme für den Abend im Varieté. Was Wunder, wenn in solchen miesen Zeiten auch die Schlamm Schlachten berühmter UnterhaltungskünstlerInnen zu Weltkriegen aufgeblasen werden.

Färbt Gauding nicht schön, war Kraftprotz Breitbart das angenehmere Identifikationsobjekt. Zwar lebte er zur Zeit der Wiener Posse bereits auf recht großem Fuß, Auto, Dogge und mindestens 10 weitere Hunde sowie einen jungen Löwen eingeschlossen; dennoch soll er bis zuletzt ein herzlicher und stets hilfsbereiter Bürger gewesen sein. So wird von regelmäßigen Armenspeisungen in der 1923 vollendeten, säulenbewehrten *Villa Breitbart* im Oranienburger Ortsteil Friedrichsthal berichtet, wo der Künstler mit seiner Gattin Emilie und dem Adoptivsohnchen Oskar wohnte. Auch bedürftigen Juden griff er mit Spenden unter die Arme. Ihm selber war freilich nach einem Ritzer nicht mehr zu helfen. Wieder einmal Nägel mit der bloßen flachen Hand in Bohlen schlagend, trieb er sich am 26. Juli 1925 bei einem Auftritt in der polnischen Stadt Radom aus Versehen einen Nagel bis ins Knie. Wie sich erst nach Tagen und Wochen zeigte, war dieser Nagel nicht keimfrei gewesen. *Der letzte Gladiator* überlebte die Blutvergiftung trotz Beinamputation nicht und starb im Oktober in einem Berliner Krankenhaus.

Um zu ermessen, wie er sich nach dem Machtantritt der deutschen Faschisten verhalten hätte und ob er möglicherweise ebenfalls erschossen, wahlweise vergast worden wäre, müßte man allerdings Hellseher sein. Hanussen gab sich übrigens gern als ein solcher aus, sehen Sie dazu gegebenenfalls Josef Schnelle:

<https://www.sueddeutsche.de/politik/mordfall-erik-jan-hanussen-der-hellseher-und-die-nazis-1.3994752>, 13. Juni 2018.

Am 4. April 1963 wollte der sowjetische Ingenieur und Schachspielmeister **Igor Georgijewitsch Rubel** (1933–63) aus mir unbekannten Gründen von Moskau nach Krasnojarsk in Sibirien fliegen. Aber seine Linienmaschine, eine *Iljuschin*, erlitt einen Triebwerkschaden. So ging sie in der Gegend von Kasan im Sturzflug auf einem verschneiten Acker nieder. 67 Tote, keine Überlebenden. Da anzunehmen ist, Rubel habe etliche Rubel in der Tasche beziehungsweise auf seinem Bankkonto gehabt, darf man wohl unken, gegen die Zufälligkeit dieses Falles hätten sie ihm nichts genützt.

Wer die anmutig blühende Heilpflanze *Tausendgüldenkraut*

[[https://de.wikipedia.org/wiki/Echtes\\_Tausendg%C3%BCldenkraut#/media/](https://de.wikipedia.org/wiki/Echtes_Tausendg%C3%BCldenkraut#/media/Datei:CentaureaErythraea3.jpg)

[Datei:CentaureaErythraea3.jpg](#)] in die Nähe des Geldes rückte, kann eigentlich nicht mehr alle Tassen im Schrank gehabt haben. Angeblich war es „das Volk“. Es hätte jedoch keine böse Absicht gehabt, sei vielmehr einem Übersetzungsfehler auf den Leim gegangen. Da der verwundete Zentaur Chiron nach griechischer Sage durch dieses Kraut geheilt worden war, hieß es mit wissenschaftlichem Namen *Centaureum*. Das sei dann fälschlich mit Hundertgüldenkraut übersetzt worden, wegen lat. centum=hundert und lat. aureus=golden, heißt es in meinem Kosmos-Naturführer *Was blüht denn da?*, 53. Auflage Stuttgart 1990. Bis zum Tausendgüldenkraut war es dann nicht mehr weit.

Heute bekäme es wahrscheinlich den Namen Tausendmilliardenkraut übergeben. Kürzlich hängt Rob Kenius einen bissigen Rundschlag an den nahezu unglaublichen Summen auf, die sich neuerdings unsere Regierenden als friedensfördernde Kredite oder gar „Sondervermögen“ an Land ziehen, obwohl dieses Geld im Kern nur aus heißer Luft, Schulden und Zinsen (für die Banken) besteht. Lesen Sie bitte auf <https://overtone-magazin.de/top-story/der-russland-corona-billionen-krieg/>, 25. September 2025. Der Text ist kenntnisreich, gut aufgebaut und vergleichsweise scharf geraten. Trotzdem nenne ich ihn reformistisch, ja sogar abträglich, weil er mehrere Grundprobleme ausklammert und unangebracht Zuversicht verbreitet. Die Grundprobleme sind vor allem die Eigentumsfrage (Kapitalismus) und die Mammutisierung. Solange sie nicht angepackt werden, ist jede Rede von Widerstand illusionär. Und dieser wiederum kommt niemals ohne „Große Verweigerung“ in Gang. Kenius läßt das am Schluß immerhin zart anklingen, wenn er Konsum, Urlaub und Autofahren anpinkelt. Stattdessen sollen wir uns anscheinend wieder mehr und mutiger im Demotransparentmalen üben.

Soll ich freilich ehrlich sein, sehe ich nicht, *wie* jene umfassende und durchgreifende Verweigerung in Gang kommen und dabei auch noch ein Chaos verhindern sollte. Aber dazu habe ich mich ja schon andernorts geäußert. In den jüngsten Monaten frage ich mich immer hartnäckiger, ob ich meine paar „alternativen“ Internet-Informationsquellen überhaupt noch aufsuchen sollte. Es ist stets dasselbe nutzlose Zeug, das meine lieben Kollegen schreiben, damit sie etwas zu schreiben und folglich zu beißen haben. Mal hängen sie es am Gummibaum der 1950er Jahre, mal an den New Yorker Zwillingsstürmen, mal an Kanzler Scholzens Gedächtnislücken auf. Es gibt natürlich Ausnahmen, wie immer, und im Grunde sehe ich bei meinen Besuchen vor allem nach diesen. Ich erhoffe mir nämlich nach wie vor einen Kollegen oder Literaten, den ich vielleicht als Leser oder gar Fürsprecher meiner *Ausgewählten Zwerge* gewinnen könnte. Aber auch das ist ein schwachsinniger

Trugschluß. Es gibt sie gar nicht. Ich habe schon 50 oder 70 solcher Kandidaten angeschrieben – tote Hose. Wieder 50 oder 70 Kränkungen mehr.

Wenn heute noch einer Büttner heißt und auch noch ein solcher *ist*, darf er getrost als Rarität gelten. Mit dem gelernten Radiomechaniker und Berufsfußballer aus Glinde bei Hamburg **Klaus Stürmer** (1935–71) lag dieser Fall tatsächlich vor. In seiner Zeit beim *Hamburger SV* war er nebenbei, in Glinde, auch Gastwirt. Der Spielmacher und Torjäger des *HSV* hatte um 1960 mit Mittelstürmer Uwe Seeler ein gefürchtetes, bald legendäres Gespann auf deutschen Oberliga-Plätzen gebildet. Den beiden Freunden wurde allerorten das beliebte sprichwörtliche „blinde Verständnis“ bescheinigt. Später, dem Ruf des Geldes folgend, im schweizer Fußball aktiv, erlag der Mann, der offenbar wirklich von Geburt an Stürmer hieß, als 35jähriger einer Krebserkrankung. Er hinterließ Thoby Stürmer, die Witwe, und Sohn Roger. Von Stürmers Wesen erfährt man im Internet leider so gut wie nichts.

2014 enthüllte Freund Uwe Seeler auf dem Sportgelände in Glinde eine Gedenktafel für Klaus Stürmer. Seeler brachte es noch auf 85. Ein jüngerer Artikel des Lehrers und Journalisten Tobias Romberg (von 2020) läßt allerdings selbst auf die märchenhafte Busenfreundschaft Seeler–Stürmer einen Wermutstropfen aus dem bekannten Faß von Ruhm und Kohle fallen. 1960 trug der *HSV* das Finale um die Meisterschaft gegen den *1. FC Köln* aus. Er gewann es knapp mit 3:2, weil Uwe Seeler noch kurz vor dem Abpfiff das Siegtor gelang – wie jedenfalls in allen offiziellen Annalen verzeichnet sei. In Wahrheit kam das Meistertor von Klaus Stürmer, wie Bilddokumente beweisen würden. Als Stürmer auf seinem Sterbelager hörte, Seeler rühme sich dieses Tores nach wie vor, habe er geweint. Romberg zum Tathergang:

„Kurz vor Spielschluss erhält der HSV auf halblinker Position, Torentfernung etwas mehr als 25 Meter, einen Freistoß. Charly Dörfel hebt den Ball über die Mauer in den Strafraum. Etwa sechs Meter vor dem Tor springt Klaus Stürmer akrobatisch in die Luft und lupft den Ball über den herausgeeilten FC-Keeper. Der Ball fliegt aufs leere Tor zu. Dann kommt Uwe Seeler, weit und breit keine Abwehrspieler zu sehen. Kurz vor der Torlinie – oder vielleicht auch erst dahinter – schiebt *Uns Uwe* den Ball, der ohnehin ins Tor gegangen wäre, ein ...“ (Die Strasse des Stürmers und das verflixte 13. Tor, hier am 26. Januar 2023 in der *Osnabrücker Rundschau* nachgedruckt:

[https://os-rundschau.de/sport/fussball/stuermer-stuermer-und-das-strassenschild/.\)](https://os-rundschau.de/sport/fussball/stuermer-stuermer-und-das-strassenschild/.)

Soweit ich sehe, ist der Familienname Stürmer keineswegs so selten wie das entsprechende Temperament. Während Russen 1917 massenhaft des Zaren Winterpalais stürmten, traute sich kürzlich, während der sogenannten Pandemie, nicht einer an die winzige Hamburger Villa eines ziemlich blassen, untrainierten Bundesgesundheitsministers heran.

Für Luciano Pavarotti war er der herausragendste (lyrische ) Tenor überhaupt. Dabei stand der etwas stämmige, aber nie behäbige Sänger **Fritz Wunderlich** (1930–66) aus dem Rheinpfälzischen im September 1966 erst vor den Höhepunkten seiner Laufbahn, da sind sich alle einig. So sollte er in wenigen Tagen sein Debüt an der New Yorker *Metropolitan Opera* geben, als Don Ottavio in Mozarts *Don Giovanni*. Um 1955, in Freiburg und Stuttgart, war Wunderlichs Sprungbrett der Tamino aus einer anderen beliebten Mozartoper gewesen, der *Zauberflöte*. Er beeindruckte die KennerInnen durch eine strahlende Stimme, die völlig ungekünstelt wirkte. 1963 nimmt ihn die Wiener Staatsoper unter Vertrag. Er wohnt mit seiner Frau Eva, einer Harfenistin, und zuletzt drei Kindern in München. Doch schon drei Jahre später zieht sich Wunderlich in Oberderdingen bei Karlsruhe durch einen Sturz im Haus eines Jagdfreundes einen Schädelbruch zu.

Falls den 1972 veröffentlichten Erinnerungen von Hubert Giesen zu trauen ist, der Wunderlich bei vielen Liedabenden am Klavier begleitete, waren bei diesem Unfall weder Jagdleidenschaft noch Trinkfreude im Spiel. Das Haus des „reichen Industriellen“ hat im ersten Stock eine Bibliothek, zu der eine Treppe mit einem dicken Strick als Geländer führt. Als Wunderlich am Abend mit einem ausgewählten Buch, das ihm Bettlektüre sein soll, in sein ebenerdig gelegenes Gästezimmer zurückgehen will, stolpert er, wie später vermutet wird, über die unverknoteten Schnürsenkel seiner Schuhe, reißt im Fallen oder beim Haltsuchen den Strick aus seinen Verankerungen und stürzt kopfüber auf die Steinplatten der Diele. Er stirbt anderntags, knapp 36, im Krankenhaus, ohne noch einmal zu Bewußtsein zu kommen.

Giesen räumt allerdings ein, Wunderlich habe ihm zuweilen Angst eingejagt. Er habe stets aus dem Vollen gelebt und alles, ob Singen, Porschefahren, Fotografieren, Jagen, Feiern, „mit ungeheurer Energie und Intensität“ getan, „als wisse er insgeheim, daß ihm das Leben keine allzulange Frist gelassen habe.“ Da Giesen gerade von gemeinsamen Auftritten mit Wunderlich in Edinburgh gesprochen hat, ergänzt er, die Briten bescheinigten solchen Leuten, sie „zündeten ihre Kerze an beiden Enden“ an. Einen



Auszug der Erinnerungen (S. 251–60) gibt Andreas Praefcke 1998: <http://www.andreas-praefcke.de/wunderlich/giesen.htm>.

Was Amöneburg, wegen seiner aufgebockten Lage, fehlte, war ein eigener Bahnhof. Deshalb muß ich schnell noch **Grebenau** erwähnen. Dieses oberhessische Städtchen liegt etwas weiter östlich an der Jossa, die wiederum, von Schlitz aus, der Fulda zufließt. Der dortige Landstrich (Wiesen und Wälder) wird auch *Gründchen* genannt. Grebenau steht sogar in meinem *Brockhaus*, obwohl es damals (Band 9 von 1989) trotz mehrerer Eingemeindungen lediglich um 3.000 EinwohnerInnen aufwies. Aber es hatte eben den Bahnhof. Von einer Wanderung her erinnere ich mich noch genau: er lag etwas erhöht am Ortsrand, ähnlich wie etwa in Zierenberg. Nur war er leider verrammelt und verkommen. Die liebevoll *Gründchenbahn* genannte Eisenbahnstrecke Alsfeld–Niederaula, um 1915 eröffnet, wurde bereits seit 1974 wieder dichtgemacht, zuerst im Personenverkehr. Auf der folgenden Webseite sehen Sie den Bahnhof Grebenau ganz unten: [http://www.vergessene-bahnen.de/Ex516\\_6.htm](http://www.vergessene-bahnen.de/Ex516_6.htm). Vielleicht wird er mit dem nächsten Berliner „Sondervermögen“ von 100 Milliarden oder so wieder flottgemacht, falls er überhaupt noch steht.

Um diesem Wunschbild Nachdruck zu verleihen, führe ich auch noch ein Schubertlied an, dargeboten von Giesen/Wunderlich. Es heißt *Leise flehen meine Lieder*:

[https://www.youtube.com/watch?v=uCBCTomCflw&list=RDuCBCTomCflw&start\\_radio=1](https://www.youtube.com/watch?v=uCBCTomCflw&list=RDuCBCTomCflw&start_radio=1). Der Text (von Ludwig Rellstab, 1827) ist leider für einen Sprung aus dem nächsten Schnellzug gut: <https://www.schubertlied.de/die-lieder/staendchen-d957>.